Deutsch-Amerikanische

Volkserzählungen

von

Onkel Biesebrecht.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/deutschamerikani11eber

Deutsch-Amerikanische Volkserzählungen

von

Onkel Biesebrecht.

Im Selbstverlage.

Zu beziehen

in St. Louis, Mo.: durch die Buchhandlungen C. Witter und F. Roeslein,

in Philadelphia: Schäfer & Koradi.

Entered according to act of Congress in the year 1881,
by Rev. J. G. EBERHARD,
In the Office of the Librarian of Congress at Washington.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co.

RBR
Jontz
#47

Mein Ideal.

(Vorwort des Erzählers.)

Wie war ich einst so jung, so stark,
Wie hoch mein Sinn gestellt!
Mir schwoll der Muth, mir schwoll das Mark,
Ich küßt' die ganze Welt.

Wie hob sich meine junge Brust
Vor Freude allzumal,
Wenn ich auf meiner Wanderlust
Erschaut mein Ideal.

Auf lichten Höh'n, in Waldesnacht,
Und wo ich ging und stand,
Da sah ich Gottes Wunderpracht
Im weit' und breiten Land.

Und lieber Menschen Angesicht,
Und Augen, treu und mild,
Verklärt der hellen Sonne Licht
Zu Gottes Ebenbild.

So schritt ich fort, von Stein zu Stein,
Die Meilen maß die Zeit.
Doch immer klarer seh' ich ein,
Wie weit vom Ziel, wie weit! —

Und tief und tiefer sinkt der Muth,
Das Ideal verbleicht,
Und kühl und kühler kreis't das Blut,
Und manche Täuschung weicht.

Natur ist schön in ihrer Pracht,
Und ewig wahr und treu;
Auch aus der längsten Winternacht
Hebt sich der Morgen neu.

Doch Menschentreu gar oft nur Dunst —
Das ist wohl trüber Sang —
Wie Aprilschnee und Volkesgunst,
Und beides währt nicht lang.

Und doch — halt fest dein Ideal:
Die schöne, weite Welt,
Und Gottes Kinder überall —
Dann bist du wohl bestellt.

Und hoff' das Beste unentwegt,
Und wandle still und recht,
Bis daß die letzte Stunde schlägt
Dir, alter

Biesebrecht.

Vorwort des Herausgebers.

Die nachfolgenden Erzählungen sind nicht für den Markt geschrieben worden. Ein Theil davon entstand während der Herausgabe einer freireligiösen Monatsschrift durch den betreffenden Verfasser. Sie bildeten das Feuilleton davon. Sie sind nicht „gemacht" und nicht „fabricirt", sie sind von „innen heraus" geschrieben. Die Tendenz davon werden die Leser von selber finden.

Ob die deutsch-amerikanische Volksliteratur — die gesunde nämlich — dieses Zuwachses bedarf, das erscheint dem Herausgeber nicht zweifelhaft. Er meint eben, er sei damit im Großen und Ganzen für unsere Zeit nicht gut genug bestellt, obgleich er sich nicht anmaßen will, für seinen Beitrag ein besonderes Verdienst in Anspruch zu nehmen.

Bescheidene Herbstblumen bietet der Erzähler dar durch den Herausgeber

St. Louis, Mo., Dec. 1881.

J. G. Eberhard.

Inhalt.

Seite
Lang ist es her 1
Klitsch und Klatsch 19
Haß und Liebe 33
Auf Schusters Rappen 51
Leonore fuhr um's Morgenroth 97
Aus dem Leben 109
Schau um Dich — Schau in Dich 137
Bessere Zeiten.
Papier.
Armen-Zustände.
Weihnachten.
Verregnete Gedanken.
Washington's Geburtstag.
Zur Gräberschmückung.
Ein Erntekranz.
Wirbelnder Schnee.
Ewiger Wechsel.
Hans, drüben und hüben 189

Leonore fuhr um's Morgenroth.

I.

Hamilton ist eine schöne, freundliche Stadt, mitten in Gärten und Bäumen d'rin, gerade wie ein Wickelkind im schwellenden Federbettchen. Fruchtbare Wiesen und Felder ringsum, üppiger Boden und fleißige Hände, das sieht man auf den ersten Blick. Die Straßen der Stadt, die in der bekannten amerikanischen Weise angelegt ist, sind breit, mit Bäumen zu beiden Seiten, und die Seitenwege meistens in guter Ordnung und reinlich, wie es sich gehört. Die Häuser — nun ja, die Geschäftshäuser, und es sind deren nicht wenige, sind ansehnliche, drei- und vierstöckige Gebäude, die Wohnhäuser dagegen haben selten mehr als zwei Stockwerke, und viele lassen es auch schon bei dem Einen bewenden, was der Wohnlichkeit und Bequemlichkeit durchaus keinen Abbruch thut. Baumbeschattet, von Rosen und Epheu umrankt, die Fenster mit Blumen geschmückt, üppige Geranien und Fuchsien, prächtige Nelken und blaue Vergißmeinnicht, dienlich zu freundlichen Knopflochsträußchen — bergen sie manch stilles Familienglück, aus Freud' und Leid zusammengesetzt, wie Tageslicht und nächtliches Dunkel im ewigen Kreislauf der Zeit.

Eine schöne und nützliche Zierde zugleich bildet der Miami, der das Thal durchfließt, obgleich dieses stellenweise mehr Ebene als Thal ist. Der nicht unbedeutende Fluß, der zur Regenzeit gewaltig anschwillt, schlängelt sich scheinbar lammfromm dahin und läßt es sich ruhig gefallen, da und dort seine etwas einförmige Arbeit an Mühlen und Fabriken zu verrichten. Sobald er aber seine Sprünge macht, ist es damit vorbei, und die Leute sind froh, wenn er vorüberzieht ohne vieles Unheil anzustiften. Glücklicherweise geschieht das letztere sehr oft und das ist um so besser. Jetzt wird er auf der Westseite der Stadt von einer Drahtbrücke überspannt, welche einen recht interessanten Anblick gewährt. Gerne bleibt der fremde Wanderer da stehen und schaut hinaus in die üppige Landschaft, oder hinunter in die leise vom Morgenwinde bewegte Fluth.

Kurz, Land und Leute von Hamilton dürfen sich sehen lassen, und wenn die Pariser Weltausstellung Prämien bewilligte für weibliche Schönheit, mit Liebreiz und Anmuth gepaart, dann dürften vom Miami her leicht ein paar gefährliche Bewerberinnen erscheinen, die dem Preisgericht mehr als nur Kopfweh verursachen möchten.

Das Alles war nicht immer so; im Gegentheil, sogar bedeutend anders. Zwar wälzt wohl der Miami schon seit undenklichen Zeiten seine hellen und trüben Fluthen dem mächtigeren und schiffbaren Ohio zu; aber wie lange ist es her, seitdem die Wälder gelichtet und seine Ufer mit Wiesen und Feldern umgeben worden sind? — Wie lange ist es her, seitdem die indianische Rothhaut nicht mehr ihren Pony im Miami tränkt, den Bär und den Hirsch jagt oder die Streitaxt schwingt im wüthenden Kriegsgeheul?

Du lieber Gott! lange ist es wahrlich nicht her, davon wissen die alten Pioniere noch gar manches zu erzählen, selbst wenn es vom Vater oder Großvater herrühren sollte, die dort der Civilisation Bahn gebrochen und, mit der Waffe in der Hand, zuerst die riesigen Bäume gefällt und den jungfräulichen Boden mit Saaten bestreut haben.

Doch davon wollen wir hier nicht reden, nicht ein Gemälde zu zeichnen versuchen von jenen langen und bittern Kämpfen, welche durch das Zurückdrängen der braunrothen Ureinwohner von Seite der weißen Race entstehen mußten, und heute noch nicht einmal ganz beendet sind, obschon die Tage der ungebändigten Indianer sicherlich gezählt sind, selbst im fernsten Westen. Das liegt nun einmal im Laufe der Sache. Eine alte Geschichte in neuester Form, ein Stück Alterthum in der neuen Zeit, „Alles schon dagewesen." — Unser Bild hier, im engen Rahmen, zeigt nur eine Familiengeschichte, die wir dem freundlichen Leser in einfacher und ungeschminkter Weise erzählen wollen, so wie sie jetzt noch in der Erinnerung einiger weniger Pioniere oder deren Nachkommen sich erhalten hat.

Einer der ersten Deutschen, der bis zum Miami vordrang und sich daselbst niederließ, war von Pennsylvanien hergekommen. Dort hatte es ihm nicht lange gefallen, es zog ihn weiter gen Westen. In Deutschland herrschaftlicher Fischmeister, und seinem Berufe mit Leib und Seele ergeben, nannte man ihn in der Regel nur "the Fisherman," und da Karpfen und Forellen und andere Edelsorten von dem glatten Wassergethier gleichsam sein Lebenselement waren, so trug er den Namen weder mit Unrecht noch mit Unlust. Seine Gattin war eine treffliche Frau, wohlgebildet und wohl geschult in ihrer Jugend. Darum wurde sie

schon in Deutschland hochgeschätzt und erhielt Gelegenheit, ihre beiden Töchterchen sorgfältiger heranzubilden, als es sonst bei herrschaftlichen Unterbeamten der Fall war. Die Mädchen gediehen prächtig. Leonore war schon in ihrem zwölften Jahre eine liebliche Erscheinung. Vergißmeinnicht-Augen und Grübchen in den Wangen, die ihr silbernes Lachen so reizend erscheinen ließen, und die jüngere Adelgund stand ihrer Schwester in jeder Beziehung ebenbürtig zur Seite. Dazu herrliche Geistesanlagen, ein tiefes, warmes Gemüth, reich an äußerer und innerer Schönheit aufknospend wie junge Rosen — das trieb die Familie hinaus aus der Heimath hinüber in das neue Land Amerika.

Das kam nämlich so. Die gnädige Frau Gräfin hatte auch ein paar gnädige Fräulein, zu deren Spielstunden die Töchterlein des Fischmeisters öfters hergerufen, eigentlich herbefohlen wurden. Als aber im Laufe der Zeit diese die gnädigen Fräulein in jeder Beziehung überflügelten, da ward die Gnädige sehr ungnädig. Und als sogar die alte Erbtante anfing Wohlgefallen an den beiden lieblichen Fischermädchen zu empfinden, da stieg der Groll zur Siedehitze und das Ende der ewigen Plackereien war die Entlassung aus dem gnädigen Dienst.

Das war ein schwerer Schlag für die Familie, aber sie ertrug ihn mit stiller Fassung. Ihre Herzen durchwärmte ein religiöses Gefühl und ihr Trost war der ewige Gott und Vater, der Lenker der menschlichen Schicksale. Darum vertrauten sie ihm auch in der Zeit der Trübsal und Angesichts der dunklen Zukunft. Sie vergalten nicht Böses mit Bösem, sie rächten sich nicht weder mit Worten noch mit Werken, sie ließen sich nicht verbittern. Und siehe da, die Hülfe war nahe. Gerade jene edelgesinnte gräfliche Erbtante, als sie von dem Loos der bedrängten Familie hörte und den Zusammenhang der Dinge halb und halb errieth, brachte Hülfe und Rettung, und ließ dem entlassenen Teichmeister eine Summe Geldes zustellen, die ihn und die Seinigen für längere Jahre der dringendsten Sorgen enthob. Die Andeutung, lieber die Gegend ganz und gar zu verlassen, fiel auf fruchtbaren Boden. Das Amerikafieber war zu jener Zeit noch nicht so stark, als einige Jahrzehnte später, aber gebildetere Leute wagten schon damals das Unternehmen trotz aller Schwierigkeiten der Reise. Mit heißem Dankgefühl gegen Gott und gute Menschen verließ die Familie die alte Heimath, um sich über dem weiten Meere eine neue zu gründen, die nicht von Launen und Einfällen abhängig werden konnte.

Am Miami finden wir nach einigen Kreuz- und Querfahrten die Ausgewanderten wieder. Ein Grundstück von bedeutender Größe hatten

sie sich am Flusse erworben und bebaut und nebenbei Fischerei getrieben. Sie waren glücklich und zufrieden am eigenen, selbstgegründeten Heerd. Die Mädchen hatten sich schlank und zart, aber auch sehnig und kräftig entwickelt. Leonore etwas größer als Adelgund. Die Eltern hatten große Freude an ihnen. Oft sprach scherzend der Vater zu Leonore: „Du bist Sohn und Tochter zugleich, und Deine Schwester nicht minder; da werde ich wohl lange auf einen Schwiegersohn warten müssen. Und mir wäre der Rechte der Liebste, eher Heute als Morgen."

„Nur Geduld, Väterchen," lautete die neckische Antwort, „wir stellen ja fleißig die Netze und wissen auch die Angel zu führen. Kommt der Rechte, wird er uns sicherlich in's Garn gerathen und rettungslos hängen bleiben."

„Ja, so ein Fischblütiger, das wäre etwas für die Hummeln," brummte der Vater vergnügt in den Bart, ohne zu ahnen daß der Rechte schon im Garne saß und sich ganz behaglich darin fühlte.

Die Familie hatte nämlich vermöge ihrer Liebenswürdigkeit auf einen sogenannten Reiseprediger oder Missionar, wie sie in damaliger Zeit öfters zu treffen waren, einen sehr guten Eindruck gemacht. Der alte Teichmeister war zwar ganz entschieden ein freisinniger Protestant, ein vernunftgläubiger Christ, dem es ernst war mit seinem Christenthum, weil dasselbe das Ergebniß seines innern und äußern Lebensganges war. Aber er war, wie das ein besonderes Kennzeichen dieser Richtung ist, duldsam und gerecht gegen Andersdenkende. Er ließ, wie der alte Fritz von Preußen, Jeden nach seiner eigenen Facon selig werden, wenn er überhaupt vermöge seines Wandels eine Seligkeit verdiente. Er schätzte die Menschen nicht nach ihrem religiösen Bekenntnisse, sondern nach ihrem innern Werthe. Er wendete das Wort: „Aus allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm" — wörtlich und wirklich an gegen Alle. Katholiken, Juden und heidnische Indianer waren ihm Kinder des Einen Vaters im Himmel. Diese Gesinnung hatte ihm die Zuneigung des lieben und vortrefflichen Mannes und Missionars erworben. Das Haus wurde ihm zur liebsten Station. Er sann auf dankbare Vergeltung und fand richtig Gelegenheit dazu.

Etwa fünfzig Meilen weiter droben am Flusse lebte eine Familie von gleicher Gesinnung und gleichem Thun. Ein einziger Sohn war ihr am Leben geblieben, ein prächtiger, kräftiger, gebildeter und gutherziger Mensch, dem weiter nichts fehlte als eine — Frau, oder vielmehr ein Mädchen, das werth war, den Eltern als Tochter und Gattin heimgebracht zu werden. Aber solche Mädchen waren rar zu damaliger

Zeit. Darum war „Vater Stempel" mit seinem Rathe willkommen. Zwei Tage später zog ein wohlausgerüsteter Reiter das Thal hinunter auf eine „Brautschau."

Als ein „Landsucher" sprach Leo Bergmann bei Fischers vor und bat um Auskunft und Zehrung. Das ward ihm bereitwilligst gewährt. Die Unterhaltung begann, ein Wort gab das andere, schlagfertig war man auf beiden Seiten. Der junge Mann gefiel, seine Rede war klug und verständig, sein Benehmen artig und natürlich — kein Wunder, daß Papa Fischer ihm weitere Gastfreundschaft anbot, die eben so herzlich angenommen ward, wie sie angeboten worden. Leo, der wußte, was er wollte, und Lieblicheres fand, als er je gedacht, saß nämlich schon tief im Garn und gab sich gefangen. Die, oder Keine! so jubelte er im Herzen.

Auch auf die beiden Schwestern hatte der junge und tüchtige Mann gleich einen tiefen Eindruck gemacht. Am Abend, als Leonore noch nach einigen Netzen sehen wollte, begleitete sie Leo mit ihrer Erlaubniß. Das Gespräch zwischen beiden war lebendig. Zuerst an das gewöhnliche anknüpfend, bewegte es sich bald auf ernsterem Gebiete. Lebensgestaltungen wurden berührt. Ein Ton erklang, der die Saiten der Herzen bewegte. Nachdenklich und stiller als gewöhnlich kam das Mädchen nach Hause. Die zartfühlende Adelgunde merkte bald, was die Glocke geschlagen hatte und wünschte im Stillen neidlos der Schwester Glück zu einem fröhlichen Ausgang.

Am nächsten Abend waren die Beiden wieder am Wasser. Hell schimmerte der Mond über der stillen Erde und silberne Strahlen zitterten in der leise bewegten Fluth. Der Abendwind flüsterte in den Wipfeln der mächtigen Uferbäume, und die Weiden senkten ihre schlanken Zweige nieder zu den Wassern. Verwundert sahen die Fische mit ihren listigen Aeuglein das stille Paar am Uferrand. Flüsternd erzählte Leo der Geliebten seine Geschichte.

„Und willst Du nun," frug er zum Schlusse, „willst Du, da Du alles gehört und vernommen hast, wie es um mich und mein Herz steht, die Meine werden und die Zukunft und ihre Geschicke mit mir theilen?"

„Ich will, — Dein bin ich auf Leben und Sterben," war die kaum gehauchte und doch so entschiedene Antwort.

O heilige Liebe! Wie ein Engel des Paradieses berührt dein Hauch die Herzen der Staubgebornen und trägt auf ihrem Fittig sie aufwärts von der Erde Schmerz und Noth in die seligen Gefilde unaussprechlichen Wonnegefühls. Nicht Sonnengluth, nicht Gletscherfrost vermag zu er=

tödten das zarte Reis einer ächten und rechten Liebe in der Menschenbrust. Sie überwindet selbst den Tod.

Leo und Leonore — „so eng und treu verbunden, und fest geknüpfet ein".....

Freudig ertheilten die Eltern in der nächsten Stunde den Liebenden ihren Segen. Die Schwester jubelte und weinte. Das Glück in der Hand, den Himmel im Herzen, suchten sie zu später Stunde die nächtliche Ruhe.

O Glück und Glas.....wie bald bricht das! — —

Stiller Friede im Hause, vor der Thüre aber lauert schon das schreckliche Unglück — und „Leonore fuhr um's Morgenroth.....Empor aus schweren Träumen!—"

II.

Die Nacht war dunkel; kein Mondschein erhellte die Gegend. Aber fern im Osten, am waldumsäumten Horizonte, brach leise und unmerklich die Dämmerung sich Bahn durch das dunkle Nachtgewölk. Einzelne Federwölkchen färbten sich golden und purpurn in der Höhe, unten aber lag noch die stille, schweigsame, ruhige Nacht und deckte mit ihrem dichten Schleier die Häuser der Menschen, die darin schliefen den stärkenden und erquickenden Schlaf, bis der anbrechende Morgen sie aufweckt zu neuer Lebensfreude, oder auch zu neuer Sorge und Last.

Unruhig wälzte Leonore sich auf ihrem Lager. Die schönen Traumbilder des ersten Schlafes verwandelten sich in düstere Phantasiegebilde. Verworrene und beängstigende Erscheinungen traten vor ihre im Schlafe dennoch wachende Seele. Ein jäher Schreck durchzuckte die jungen Glieder. Jählings fuhr sie in die Höhe und blickte halb bewußtlos und verwirrt um sich. Ein halb erstickter Schrei entfuhr ihren Lippen. Was hatte wohl ihr schlaftrunkenes Auge Schreckliches erblickt? —

Wald und Busch traten auf einer Seite bis auf hundert Schritte an das Haus heran. Wie still und feierlich war es dort in der ersten Dämmerstunde des jungen Morgens. Selbst die befiederten Sänger des Waldes schliefen noch, und die Käutzchen und alle Thiere, die während der Nacht umherstreifen, huschten in ihre Schlupfwinkel und die undurchdringlichen Dickichte zurück. — Und doch vernimmt ein geübtes Ohr zuweilen ein böses Knistern, als zerbräche ein dürres Reis oder raschelte ein trockenes Laub. Unheimliche Gestalten bewegten sich, schleichend, hockend, gebückt oder aufrecht, blitzschnell von Baum zu Baum huschend, oder hinter niedrigem Gebüsch sich verbergend.

Eine Indianerbande war's, die vom Wabash aufgebrochen war, um Vieh und Pferde zu stehlen, zu plündern, zu sengen, zu morden, obgleich sie nicht eigentlich den Kriegspfad betreten hatte. Ihre Hauptabsicht war keineswegs die Vertreibung der Bleichgesichter aus den frühern Jagdgründen des rothen Mannes, zumal darüber bereits Verträge durch das Gouvernement abgeschlossen und das „Indiana-Territory" vom großen Miami und Ohio bis zum Mississippi unter dem ersten Gouverneur, Captain Harrison, schon im Mai Anno 1800 errichtet worden war. Damals bestand die Einwohnerzahl dieses großen und fruchtbaren Ländergebietes aus etwa einhunderttausend Indianern, dazwischen etwa fünf bis sechstausend Weiße, in verschiedenen Niederlassungen, darunter hauptsächlich die französischen Settlements in Vincennes, am Wabash, Kaskaskia und Kahokia am Mississippi.

Obgleich die Streitart begraben sein sollte und die Häuptlinge der Stämme sich bemühten, den Frieden aufrecht zu erhalten, gab es doch unter den verschiedenen Nationen allerlei Gesindel, das seine eigenen Wege ging und da und dort einzelne Niederlassungen von Weißen überfiel. So hatte es die Bande dieses Mal auf Fischers Behausung abgesehen. Lautlos war sie durch Nacht und Nebel herangeschlichen, lautlos wie Gespenster hatten zwei davon das Haus erreicht, während die Andern am Rande des Waldes sich verborgen hielten, lautlos drückte der Eine sein rothbemaltes, federgeschmücktes, schreckliches Haupt an die Scheiben des einzigen kleinen Fensterchens, das sich auf der dem Walde zugewendeten Seite des Hauses befand, während der Andere an der Ecke die andere Seite des Hauses übersah.

In diesem Augenblick war's, da Leonore aus schweren Träumen emporfuhr und in der Morgendämmerung das schreckliche Angesicht am Fenster erblickte. Todesschauer durchrieselte ihre Glieder, ihre Haare sträubten sich in der secundenlangen Ewigkeit, ein halb erstickter Schrei entfuhr ihren blutlosen Lippen, der auch die Schwester aufweckte, die neben ihr ruhte und im ersten Augenblicke nicht begreifen konnte, was vorgegangen war. Stumm deutete Leonore nach dem Fenster hin; aber da war nichts mehr zu erblicken.

„Rothhaut am Fenster," brachte sie endlich mühsam hervor. Damit war aber auch Adelgund blitzschnell aufgesprungen und in das andere Zimmer geeilt, die Eltern aufzuwecken. Leonore hatte sich ebenfalls von ihrem krampfhaften Schrecken erholt.

Der Hausvater warf sich in seine Kleider und griff nach seiner Büchse. So that auch seine muthige Frau. Zu jener Zeit wußten auch die weiblichen Pioniere die Waffen zu führen.

Plötzlich erhellte röthlicher Flammenschein die nächtliche Dämmerung. Vor den Fenstern erhob sich qualmend die züngelnde Lohe.

„Nun hat uns die Bande Vieh und Pferde gestohlen und weggetrieben," bemerkte sorgenvoll und empört der Hausvater, „und um uns von der Verfolgung abzuhalten, haben die Diebe uns den Stall und die Heu- und Stroh-Vorräthe angesteckt."

So war's. Nur mit unsäglicher Arbeit gelang es den vereinten Kräften der Familie, das Feuer zu beschränken und das Wohnhaus zu retten. Wo aber blieb der liebe Gast? Wo war Leo Bergmann zu dieser Unglücksstunde?

„Das Glück in der Hand, den Himmel im Herzen," hatte er die nächtliche Ruhe gesucht, aber nach wenigen Stunden da ward es ihm zu enge unter dem Dach. Er mußte hinaus, in's Freie, um Raum zu gewinnen für seine Gedanken und Gefühle, seine Hoffnungen und Pläne. Kurz entschlossen warf er seine Flinte über die Schulter für den Fall, daß ihm ein Stück Wild über den Weg liefe, und schlenderte gemüthlich den Pfad dem Flusse entlang. So hatte er sich vielleicht schon eine Meile vom Hause entfernt, als er bei einer Biegung zurücksah und den qualmenden Feuerkegel erblickte. Eilenden Laufes kehrte er zurück. Im friedlichen Schlummer hatte er die glücklichen Hausbewohner verlassen; im Jammer und Wehklagen traf er sie wieder. Weinend lehnte Leonore sich an die Schulter des geliebten Mannes, der sie sanft umfing und sie zu trösten suchte. Des Feuers war man so ziemlich Meister geworden, aber die Vorräthe waren dahin; Kühe und Pferde waren verschwunden. Ein schwerer Schlag für die Pionier-Familie, schwerer als sich das mancher Leser jetzt denken mag.

Nach kurzer Hin- und Herrede faßte Leo einen raschen Entschluß. Sein Pferd hatte er auf einer Graswiese, einige hundert Schritte vom Wohnhause, angepflockt; vielleicht daß die Indianer dasselbe nicht entdeckt hatten. Diese Hoffnung bestätigte sich. Nach wenigen Minuten war das gute Thier gesattelt, und Leo erklärte, das Thal hinauf reiten zu wollen, um die Ansiedler aufzurufen, und mit ihnen, nach gefundener Fährte, die Bande zu verfolgen und ihr womöglich den Raub wieder abzujagen. Papa Fischer war erfreut über den muthigen Plan, aber Leonore erschrak über die Gefahr, der sich Leo aussetzen wollte. Was half's? Dieser küßte ihr die bangen Bedenken von der Stirne und mit dem ersten Morgensonnenstrahl trabte ein Reiter scharf den Thalweg hinauf, die mit Rehposten geladene Doppelflinte schußbereit quer über den Sattel. Leonore sank in die Knie und betete inbrünstig um Gottes

Schutz für den Geliebten. Weinenden Auges suchte Schwester Adelgund sie zu trösten.

O Glück und Glas.....wie bald bricht das!

Eine Woche war vergangen, eine Woche lang und bang. Vater Fischer, vom Zufall begünstigt, hatte sich wieder ein Pferd zu verschaffen gewußt, und war ebenfalls thalaufwärts geritten, um Erkundigungen einzuziehen. Wo er aber auch anklopfte bei den damals noch dünn gesäeten Settlern am Miami — Niemand hatte etwas von Leo, noch von dem stattgefundenen Raubzuge vernommen. Mit schwerem Herzen kehrte er heim zu den Seinigen. Auch dort war keine Nachricht eingetroffen. Leonore, das sonst so starke Mädchen, brach in Wehklage aus und hatte das Unglück im Traume kommen sehen an jenem schrecklichen Morgen. Adelgunds Trostworte reichten nicht aus, sie war mitten in's Herz getroffen. Die Eltern beugten das Haupt in den gewaltigen Schlägen des Schicksals, und erhoben im inbrünstigen Gebet ihre Stimme zu Gott um Hülfe, um Fassung, um Trost und Aufrichtung, insbesondere für ihr unglückliches Kind. Und wenn auch die Familie überhaupt religiös gesinnt war, so erfüllte sich's dennoch an ihr, daß erst die Noth recht beten lehrt. Das wiederholt sich immer noch bis auf den heutigen Tag, trotz der überhand genommenen Religionslosigkeit und Gottesleugnerei. Ist's aber gar die letzte Noth, wenn das Stündlein kommt, das Keinem ausbleibt, da drängt sich selbst im Herzen des überklugen Spötters der Gedanke an Gott und an die Ewigkeit hervor, und wenn es dunkel wird vor den Augen und die Brust sich hebt und senkt im Todeskampfe, entringt sich wohl den bebenden Lippen noch das letzte Gebet: In deine Hände, o Vater, befehle ich meinen Geist. —

Nach einigen Tagen kam der alte Bergmann, unruhig über das lange Ausbleiben seines Sohnes, bei Fischers an. Da sank die letzte Hoffnung zu Boden. Daß Leo ein Unglück widerfahren, war sonnenklar. Die beiden Männer durchforschten die ganze Gegend. Nirgends eine Spur! Er mußte wohl von der Bande überlistet und schon zu Anfang seines Ausritts in einen Hinterhalt gefallen sein. Ob todt oder lebendig — wer konnte das sagen.

Gebrochenen Herzens ritt der betagte Vater wieder nach Hause. Einsam war es da geworden. Die Hoffnungen für den nahenden Lebensabend hatte, wie die Blüthe am Baum, der Frost getroffen.

Leonore versank in ein hitziges Fieber, das sich zum Typhus gestaltete. Mutter und Schwester kamen kaum mehr von ihrem Lager.

Es war herzzerreißend die herrliche Blume so welken zu sehen. Sie redete meist irre. Zuweilen öffneten sich ihre Lippen zu leisem Gesang. Die Verse eines alten Volksliedes waren dann in rührender Weise hörbar:

„Wir beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein;
Glückselig sein die Stunden,
Wann wir beisammen sein!“ — —

O Glück und Glas.....wie bald bricht das! —

.....Ein Jahr war vergangen, ein ganzes langes und banges Jahr. Am Miami grünte und blühte es wieder und die Vögel im Walde sangen von Lust und Pracht, von Liebe und Lebensfreude. Am Uferrand saßen wieder zwei liebe Menschen. Und die Fische mit ihren listigen Aeuglein sahen wieder verwundert — auf das liebliche Schwesterpaar. Leonores Jugendkraft hatte die schwere Krankheit bezwungen und die allertreueste Pflege hatte mitgeholfen den Sieg zu erringen. Der Verlust an Geld und Gut, den die Familie durch jenen Ueberfall erlitten, war verschmerzt, aber nicht geheilt war die Wunde im Herzen. Leo's allzuwahrscheinlicher Tod hatte darin gleichsam einen Grabstein aufgerichtet, dessen Inschrift Leonores ganzes Sein und Denken erfüllte. Ihre Zukunft schien ihr inhaltslos und freudeleer. Nur selten wußte die Schwester den Sonnenschein eines milden Lächelns auf ihre Wangen zu zaubern. Um so schöner erblühten die Rosen auf den Wangen der lieblichen Adelgund. Der Raubzug nach Fischers Settlement und die Nachforschungen in Betreff Leo Bergmanns hatten manche Pioniere der Gegend auf Ort und Stelle gebracht, und warum ein erst kürzlich von Deutschland herübergekommener junger Mann, der jetzt noch bei seinem Onkel weilte, fast jede Woche den zwanzig Meilen weiten Weg ritt, um sich nach der Familie zu erkundigen, das wußte am Ende Niemand besser zu deuten als Fräulein Adelgund. Sie gab sich zwar Mühe, davon nichts merken zu lassen, aber der Schalk sah ihr zu den Augen heraus und verrieth sie ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die beiden Schwestern hatten nachgerade ihre Rollen vertauscht. Die Welt ist eben rund und das Rad der Zeit steht nimmer still. Wie auf den Regen der Sonnenschein, so folgt auf dunkles Leid der helle Strahl des Glücks.

„Vater Stempel“ war im Laufe des traurigen Jahres mehrmals als Tröster erschienen und hatte durch seinen milden Zuspruch die Herzen gehoben. Vor einigen Wochen hatte er eine Missionsreise nach dem Quellengebiet des Wabash angetreten. Die dortigen Indianerstämme kannten ihn und fürchteten ihn, denn der Name als großer „Medizin-

Mann" ging ihm voraus. Allerdings besaß er viel ärztliche Kenntnisse, und als er bei seinem letzten Besuch dem einen Häuptling ein Auge curirte und einem andern seine Lieblingstochter wieder gesund machte, da war nicht nur sein Einfluß, sondern auch die Dankbarkeit groß.

Plötzlich, nach kurzen Wochen anstatt Monaten, trat Vater Stempel wieder bei Fischers ein. Alle waren freudig überrascht. Leonoren klopfte das Herz. Ihr kam es wie eine überirdische Erleuchtung, daß eine Spur von Leo gefunden sei. Dringend bat sie den ehrwürdigen Freund, ihr Alles zu sagen, da sie auf Alles längst gefaßt sei.

„Dein Herz hat dich nicht getäuscht, liebe Tochter," antwortete mit tiefer Rührung der Angeredete, „die Spur ist gefunden."

„Er lebt?"

„Ja, er lebt."

„Er kann gerettet werden?"

„Er — er ist's."……

Da faltete Leonore die Hände in einander. Ihre Augen richteten sich nach oben. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut war hörbar. Engel Gottes schwebten über den Häuptern in der feierlichen Stille.

Der Rest ist bald erzählt. Leo war wirklich schon bald nach seinem Aufbruch in einen Hinterhalt gefallen und sank betäubt vom Pferde. Anstatt zu scalpiren schleppten ihn die Rothhäute als Gefangenen mit. Ein Häuptling, der Gefallen an ihm fand, rettete ihn vom Marterpfahl und machte ihn zu seinem Sclaven, in der Absicht, ihm später eine seiner Töchter zum Weibe zu geben. Da fand ihn Vater Stempel und forderte ihn in geschickter Weise los.

Heimwärts ohne Rast zogen die beiden.

Aber die Freude im Elternhause, die läßt sich nicht beschreiben. Um die Braut vorzubereiten eilte Vater Stempel voran. Am folgenden Tage sollten Bergmanns ihm folgen, und gegen Abend trafen sie auch richtig ein. — Fräulein Adelgund war ihnen entgegen geeilt. Stumm deutete sie nach dem Weidengebüsche am Flusse. Leo sprang behend vom Pferde. Am Uferrand fand er, wie einst, Fräulein Leonore.

Lautlos hielten sich Beide umschlungen……Vergessen war alles Leid, was dahinten lag, hoffnungsvoll erschloß sich ihnen die gemeinsame Zukunft. — Schaarenweise kamen wieder die Fische herbei und mit zierlichen Wendungen thaten sie einander kund, daß ihre liebliche Königin, die sich so oft am Ufer gegrämt, nun wieder glücklich geworden sei. Ein paar verliebte Backfische schlugen Purzelbäume in ihrer närrischen Freude.

Im Familienrath wurde ausgemacht, die Hochzeit nach drei Tagen zu feiern. Leo wollte nicht mehr von dannen ziehen ohne seine Leonore.

„Das geht rasch," meinte Papa Fischer, „wer soll die Lücke mir füllen?"

Da sandte Adelgund ihrem stillen Verehrer einen nicht mißzuverstehenden Blick zu.

„Ich," antwortete sich erhebend Vetter Wilhelm, wie man den neuen Ankömmling scherzweise genannt hatte — „wenn die lieben Eltern und Fräulein Adelgund es erlauben."

„Hallo! nun gar eine Doppelhochzeit," rief es von allen Seiten. Freudig wurde gratulirt; der Schalk hatte seine Rolle gut gespielt. Nach drei Tagen wurden die beiden Paare durch den ehrwürdigen Geistlichen in den heiligen Stand der Ehe eingesegnet. Fröhliche Herzen, aber nasse Augen, auf festem Boden und doch wie auf Adlers Flügeln — welche Feder könnte das beschreiben! —

Unsere Erzählung ist zu Ende, es wäre denn noch hinzuzufügen, daß das Miamithal sich rasch bevölkerte, und daß in der Gegend, wo jetzt das freundliche Hamilton liegt, ein festes Kerngeschlecht in kurzer Zeit erwuchs. —

Unsere heutige Jugend aber weiß wenig mehr von den Mühseligkeiten und Beschwerden der alten Pioniere, deren Andenken wir dankbar auffrischen. Der Erzähler thut das um so lieber, weil ihm selber jüngst dort viel Freundliches geschah. Im gastlichen Hause erinnerten ihn die Namen Leonore und Adelheid an die alte Ansiedlergeschichte, und um den lieben Leuten dort eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, entschloß er sich, ihnen die einfache Erzählung als einen freundlichen Gruß darzubringen.

„Glück auf! du freundliches Hamilton."